



Die Arbeiter auf dem neuen Swissmill-Silo haben in dem Gewirr aus Armierungseisen keinen Blick für die Schönheiten der Stadt, die ihnen zu Füssen liegt.

BILDER CHRISTOPH RUCKTI/STRA

Knochenharte Arbeit in schwindelnder Höhe

Die erste Etappe des Swissmill-Baus ist abgeschlossen

Rasend schnell hat sich am Limmatufer ein neues Gebäude ins Stadtbild hineingedrängt. Die eine Hälfte des Swissmill-Towers Zürich ist hochgezogen – von Männern, die keinen Schwindel kennen.

Walter Aeschimann

Langsam gleiten wir mit dem Baulift himmelwärts. Vor uns eine fahle Betonwand, seitwärts zwei Baukrane, die sich wie Fangarme von Gottesanbeterinnen ins Gegenlicht der untergehenden Abendsonne strecken. Es ist 21 Uhr, unter uns liegt die aufgeregte Stadt. Der Aufstieg enthüllt zuerst den Blick auf Zürich-West, dann die City, und schliesslich offenbart sich Zürich gänzlich. Man kann über die Ästhetisierung industrieller Orte streiten oder Romantik und ein derartiges Raum-Erlebnis als unvereinbar deklarieren, aber diese beinahe surreale Üppigkeit raubt einem kurzzeitig den Atem.

Für Patric Ruchti ist dies Alltag. Wir begleiten den Bauführer des Unternehmens Implema AG auf den höchsten Bauplatz der Stadt Zürich. Er koordiniert den Personal- und Materialeinsatz am Kornhaus Swissmill, dem Getreidesilo der Coop-Division am Sihlquai im Kreis fünf. Das Kornhaus wurde in diesen Tagen aufgestockt und hat soeben die Hundertmetermarke überschritten, wie Ruchti im Lift erklärt. Beinahe hat das Silo auf einer Seite die definitive Form angenommen, als schlichter Kubus, der arrogant erscheint und einsam ist, aber überraschend standfest wirkt, trotz dem flotten Wachstum von 46 auf 118 Meter innerhalb von nur 19 Tagen. Der Ausblick ist grandios, die Arbeit intensiv. Aber die wirkliche Herausforderung sei die Logistik, sagt Ruchti.

Jeden Tag vier Meter

Wer nach drei Minuten Fahrt dem Lift entsteigt, kann bestenfalls erahnen, was er meint, wenn einem die zweite visuelle Sensation entgegenspringt und man plötzlich in eine andere Welt hineingeworfen wird. Hunderte von Armierungseisen ragen in die Höhe, ebenso viele liegen quer, dazwischen arbeiten 20 Baufachleute auf einer Fläche von 20 mal 30 Metern ohne Unterbruch in zeitlich parallelen, aber asynchronen Arbeitsschritten, in drei Schichten zu je acht Stunden. Von oben schwebt am



In drei Schichten, rund um die Uhr, ziehen die Männer den Betonurm bis auf eine Höhe von 118 Meter.

Hubseil der zylindrische Betonmat heranziehen. Durch einen Schlauch, geführt von einem robusten Mann, schiesst der Beton in die Schalung. Im Hintergrund verlegen einige die Eisen horizontal, andere schieben sie vertikal in die Zwischenräume, weitere fixieren sie mit Draht, einer hämmert, ein zweiter schraubt Rohre auseinander, keiner steht herum. Das Bild wirkt anarchisch, aber der Eindruck verwandelt sich in kindliche Faszination, wenn man ein Muster zu erkennen glaubt und sieht, wie die Handreichungen der Männer fast lautlos und hochkonzentriert ineinanderfliessen.

Die Arbeit ist knochenhart, und «ohne Unterbruch» ist wörtlich zu verstehen, weil der Rhythmus dieser Bauweise den Männern täglich nur wenige Minuten Ruhe gönnt – allenfalls PINKELPAUSEN in einem WC-Häuschen, das auf einer luftigen Plattform steht. Das grosse Geschäft muss vor oder nach der Arbeit erledigt werden. Die Männer kommen dem Himmel jeden Tag vier Meter näher, was ohne Spezialbewilli-

gungen nicht gehen würde, etwa arbeitsrechtliche oder lärmschutztechnische. Hinzu kamen lange Verhandlungen mit den SBB, weil der Baubetrieb so nah am Viadukt erfolgt. Zu diesem Zeitpunkt war der klebrige Prozess der Vorausplanung schon Geschichte. Einspruch kam vorab aus dem Quartier Wipkingen, dem vom anderen Ufer aus dieser markante Turmbau nun aufdringlich entgegentritt. Der Quartierverein hatte den massiven Eingriff ins Stadtbild und den knappen Abstand des Turms zum Fluss denn auch gerügt. Themen waren auch der industrielle Mehrverkehr und der Schatten, der im Hochsommer am frühen Abend im Flussbad Unterer Letten auf die Gäste geworfen wird. Die übrigen Stadtzürcher Stimmberechtigten sahen dies tendenziell nicht so streng und akzeptierten den privaten Gestaltungsplan Kornhaus Swissmill im Februar 2011 mit 58.3 Prozent Ja-Stimmen.

Im Mai 2013 starteten die Vorarbeiten, von denen Phase eins die heikle war. Wegen der geologischen Kondi-

tionen und der Lage am Limmatufer mussten zuerst Pfähle bis in eine Tiefe von rund 45 Metern auf die Grundfelsen getrieben werden, um die Kräfte aufzufangen. Nach den Projektphasen-Etappen eins bis drei, in denen Abbruch, Innenausbau und Aufbau des Silos auf 46 Meter Höhe erledigt wurden, begann die Aufstockung mit der sogenannten Gleitschalung. Die Konstruktion wandert mittels Hubzylinder im Arbeitsrhythmus mit. Eine spezielle Betonrezeptur wird permanent eingegossen. Während der Gleitphase bindet der Beton ab. «Zum Glück sind wir nun oben angelangt, die Hitze dieser Tage hätte zum Problem für den Beton werden können», sagt Ruchti und streicht mit der Hand über die noch feuchte Aussenfläche. Chemiker haben im Labor nicht nur die Festigkeit optimiert, sondern auch das Erscheinungsbild veredelt. Der Beton soll marmorartige Zeichnungen erhalten. Wir balancieren über einen Aussensteg, der einen beklammenden Blick in die Tiefe eröffnet,

unterhalb der Schalung um den Bau herum und sehen zu, wie sich die Konstruktion alle fünf Minuten nach oben schleicht.

Der Silobau erfolgt in zwei Etappen, in denen je eine Hälfte hochgezogen wird. Eine Phase ist am 5. Juli abgeschlossen worden, die zweite beginnt am 21. September. Die Stadtmühle läuft während der Bauzeit weiter. Der Innenraum des Kornhauses ist in 45 quadratische Zellen segmentiert, durch die abkommend Winter die unterschiedlichen Getreidesorten rauschen werden. Seit 1843 steht am Sihlquai eine Mühle. Heute werden rund 30 Prozent des Getreides, das in der Schweiz für Nahrungsmittel verwendet wird, von Swissmill aufbereitet, wie der Website zu entnehmen ist. Es ist einer der letzten industriellen Produktionsbetriebe im Quartier. Die vier Getreidesilos sind alle entsprechend ihrem Baujahr nummeriert: Das rote Silo 24, das Silo 36 bei der Anlieferung, das Kornhaus ist Silo 57 und neben dem Viadukt das Silo 71. Die Aufstockung von Silo 57 wurde nötig, weil heutzutage die Prioritäten klar geregelt sind. Das Getreidesilo in Basel musste einem Neubau der chemischen Betriebe von Novartis weichen.

Ohne Lift in die Kabine

Benommen noch vom Übermass der Reize, gleiten wir schweigend der in der Hitze flackernden Stadt entgegen. Unten treffen wir Lage Azwedo Lauro an. «Ich arbeite gerne in der Nacht. Es ist ruhiger, und der Staub des Verkehrs belastet weniger», sagt er, während er aus dem tonnenschweren Lager jene Armierungseisen auswählt, die oben benötigt werden. Zusammen mit dem Kranführer justiert er auch den Betonmat, der gerade zum etwa tausendsten Mal gefüllt wird. Die Kranführer, die in vier Schichten arbeiten, haben übrigens keinen Lift. Sie klettern in zehn Minuten in ihre Kabine auf 138 Meter Höhe hinauf. Mittlerweile ist es 23 Uhr, angenehm lau, der fast volle Mond haucht einen zarten Lichtschimmer über das Areal, von unten zerrt leistungsstarke Scheinwerfer die Gebäude ins grelle Licht. Festen Boden unter der Hand über die noch feuchte Aussenfläche. Chemiker haben im Labor nicht nur die Festigkeit optimiert, sondern auch das Erscheinungsbild veredelt. Der Beton soll marmorartige Zeichnungen erhalten. Wir balancieren über einen Aussensteg, der einen beklammenden Blick in die Tiefe eröffnet,

Weitere Bilder: www.nzz.ch